

Studien zur Wiener Geschichte. Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Stadt Wien, Bd. 54, 1998, 279 Seiten

Die vorangegangenen Jahrbücher des Vereins für Geschichte der Stadt Wien hatten eigentlich einiges erwarten lassen. Verstehen sie sich doch, wie auch der Klappentext der 98er-Ausgabe verspricht, als ein Forum, das verschiedenen historiographischen Zugangsweisen Raum gibt. So finden sich denn auch in älteren Jahrgängen eine Reihe von Beiträgen, in denen Aspekte der Geschichte Wiens im Sinne einer Historischen Anthropologie, der Cultural Studies und auch einer kritischen Zeitgeschichte analysiert werden (vgl. Rezension in JB-VKK, 3/99, 182-187). Dagegen und mit Verlaub: Der Band 54 kostet einem kulturwissenschaftlich beziehungsweise anthropologisch orientierten Historiker einige Geduld und Nerven.

Nun muß wahrlich nicht jede aktuelle Geschichtswissenschaft eine sein, die die Terminologien, Gedankengebäude und Erkenntnisinteressen der symbolorientierten Anthropologie oder der französischen Postmoderne für die historische Forschung adaptiert. Aber ist es angesichts weitreichender grundsätzlicher Diskussionen auch in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft, selbst in Österreich, überhaupt noch möglich, Geschichte lediglich als die Summe vergangener Fakten und Daten – oder das, was man im jeweiligen Fall dafür hält – zu begreifen? Zumindest für die AutorInnen des Bandes 54 des Jahrbuchs des Vereins für Geschichte der Stadt Wien könnte dies gelten. Ohne Ausnahme verfangen sich die Beiträge dieses Bandes in einem positivistischen Datengestrüpp. Der Historiker Leopold von Ranke hat ja einmal gemeint, daß es die Hauptaufgabe der historischen Zunft sei, herauszufinden, „wie es eigentlich gewesen sei“. Nun ist dieser Leitsatz historischer Forschung ziemlich altbacken, genauer gesagt, er ist vor mehr als hundert Jahren formuliert worden, und in der Zwischenzeit haben sich selbst die HistorikerInnen darauf geeinigt, daß jegliche Geschichtsforschung immer erkenntnisleitende Interessen und damit eine explizite Theorie braucht, womit Vergangenes immer nur in Ausschnitten beziehungsweise unter einem bestimmten Blick objektiviert werden kann – und je nach historiographischer Perspektive ändern sich eben auch die Fakten oder zumindest deren Qualität und Bedeutung. Der Versuch aufzuarbeiten, wie es eben nun „eigentlich“ gewesen ist, beziehungsweise das Bemühen um eine „histoire totale“, womit ich einen etwas jüngeren Begriff strapaziere, ist stets zum Scheitern verurteilt.

Die Beiträge des Jahrbuchs versuchen es dennoch. Beispielsweise Elfriede **Faber**, die unter Heranziehung jüngst zugänglich gewordener Archivbestände sich in der Lage fühlt, „einigermaßen umfassend die Geschichte des ersten Kapuzinerklosters in Wien“ von 1600 bis 1811 zu beschreiben. Und umfassend heißt in diesem Falle, daß es für den gesamten Zeitraum des Bestehens des Klosters möglich ist, über die Anzahl der hier lebenden Kapuziner, über die Gönner und Spender, die Einnahmen und Ausgaben des Klosters sowie über die Gebäudestruktur und die Inneneinrichtung der Kirche weitgehend gesicherte Aussagen zu treffen. Aber ist das auch „umfassend“ im Sinne von erklärend, beispielsweise bezüglich der Frage, warum wer wie viel spendet?

Am anstrengendsten sind übrigens jene Beiträge, denen es vor allem daran gelegen ist, ein Ereignis als solches zu verifizieren oder zu falsifizieren, ohne jeglichen Überlegungen dazu anzustellen, was denn der Beweis jeweilig sonst noch bedeuten könnte, außer, daß das Ereignis halt bewiesen ist. So bringt Walter **Brauneis** gleich im ersten Aufsatz „neue Argumente“ dafür, daß sich die beiden Komponisten Beethoven und Rossini in der Wiener Josefstadt im Frühjahr 1822 begegnet sind. Wir erfahren dann aus diversen Selbstzeugnissen der Beteiligten, daß die Begegnung nicht nur sehr kurz sondern auch sehr unkommunikativ gewesen sein muß, da Rossini nicht der deutschen Sprache, Beethoven nicht des Italienischen mächtig und überdies schon fast taub gewesen ist. O. k., das wissen wir jetzt, aber was bringt uns dieses Wissen über die Vorstellung hinaus, daß das Zusammentreffen der beiden ziemlich skurril gewesen sein muß? Was nützt es etwa einem historisch orientierten Musikwissenschaftler (der ich selbst nicht bin), der – einmal

angenommen – danach fragt, wie sich Reisen und Begegnungen von Komponisten in deren Werken manifestieren?

Vom beginnenden zum abschließenden Aufsatz des Jahrbuchs: Hier referiert Peter **Zauner** ausführlichst über die *Datierung der Absetzung des kaisertreuen Rates in Wien und zum Zug Kaiser Friedrichs III. in die Stadt im August 1462*. Zauners Debatte kreist auf über zwanzig Seiten um die Frage, ob denn der kaisertreue Rat am 12. oder am 19. August des besagten Jahres abgesetzt worden sei. Die Quellen sprächen da keine eindeutige Sprache. Sein Resümee:

Auf Grund des geschilderten zeitlichen Ablaufes läßt sich mit Sicherheit sagen, daß der Umsturz in Wien auf den 12. August zu datieren ist. Für diesen Tag spricht eine Reihe von Argumenten. Geht man davon aus, daß er an diesem Tag stattgefunden hat, ergibt sich eine sinnvolle chronologische Ordnung.

Womöglich mag die Frage nach dem genauen Wann gar nicht unerheblich sein, nämlich zum Beispiel etwaiger herrschaftspolitischer und sozialer Konnotationen, Gruppeninteressen und -konkurrenzen und so weiter – nur, wir erfahren es nicht. Eben: Es geht dem Autor um eine „sinnvolle chronologische Ordnung“, es geht um die Daten als Daten.

Noch ausführlicher, nämlich auf dreißig Seiten, widmet sich Martin **Stürzlinger** der *Entstehung der Wiener Stadtordnung 1526*, erlassen vom Augsburger Generallandtag, fünf Jahre nach dem Herrschaftsantritt von Ferdinand I. in Österreich. Stürzlinger geht es um einen rechtshistorischen Beitrag, der die jahrelange formale Entwicklung bis hin zur Erlassung der neuen Stadtordnung nachzeichnet. Auf vielen Seiten wird dann quellschwer aufgezeigt, welche schriftlichen Texte wann und von wem verfaßt wurden, was letztlich in der neuen Stadtordnung endete. Warum etwas von jemandem, als Repräsentant einer Interessensgruppe, geschrieben, vorgeschlagen und forciert wurde, bleibt freilich im Dunkeln. So endet der Autor mit einem allgemeinen Resümee, daß „Ferdinand [...] als Fremder in dieses Land (Österreich, G. D.) gekommen [war]“, und er sich „an die Herrschaft in den Erbländern erst gewöhnen [musste]. Dann aber ergriff er rasch die Initiative. [...] Der Landesfürst mußte in seinen gerade neu erworbenen Ländern Ordnung schaffen.“ An diesem Punkt stellen sich dann doch die eigentlichen Fragen, deren Beantwortung dem, was da als Gutachten oder Stadtordnung geschrieben worden ist, eine Bedeutung geben würde. Was macht die behauptete Fremdheit aus? Welche „Ordnung“ oder „Unordnung“ meint hier der Autor und womöglich auch ein halbes Jahrtausend zuvor Ferdinand II.? Welche Interessen wollte der neue Herrscher gegenüber wem und welchen anderen Interessen wie durchsetzen, welche sozialen, kulturellen, herrschaftspolitischen, ökonomischen oder anderen Konflikte stehen dahinter? Und wenn ganz zum Schluß der Autor noch schreibt, daß dann die Ambitionen Ferdinands II. bezüglich neuer rechtlicher Verhältnisse in Wien an der Praxis scheiterten, wenn er schließlich kurz erwähnt, daß bei der Entstehung der Wiener Stadtordnung die Wiener Bürger gar nicht beteiligt gewesen sind – ja dann, so denkt man, müßte der Aufsatz doch überhaupt erst beginnen.

Ich verzichte auf eine nähere Auseinandersetzung mit den übrigen Beiträgen dieses Jahrbuch-Bandes. Meine Fragen an die AutorInnen der Aufsätze über *Eine wiederentdeckte Handschrift des Wiener Stadtrechtsbuchs* (Peter **Csendes**), *Die beiden Apotheken „Zum goldenen Löwen“* (Felix **Czeike**), *Augustin Hirschvogels Vermessungsmethoden* (Karl **Fischer**) und *Die Grabdenkmäler Kardinal Melchior Khlesls* (Renate **Kohn**) wären eine Wiederholung von vorhin. Schließlich möchte ich aber doch noch den Beitrag von Ferdinand **Oppl** über *Heiligenfest und Feiertag* im spätmittelalterlichen Wien erwähnen, denn dieser Beitrag beginnt vielsprechend, nämlich mit der Feststellung, daß der „Zeitbegriff des mittelalterlichen Menschen“ uns heute fremd anmuten muß. Umso enttäuschender ist dann der Aufsatz selbst, bleibt er doch der Tendenz dieses ganzen Jahrbuchbandes treu. Oppl geht es darum, die große Anzahl der kirchlichen Feiertage genauestens zu eruieren. Der Versuch scheitert, so gibt er selber zu, aufgrund der Quellenlage. Und so bleibt ihm letztlich

der „gerade für die Arbeitswelt hochinteressante[n] Befund“, dass der arbeitende Mensch im spätmittelalterlichen Wien pro Jahr – neben den Sonntagen – in jedem Fall mit insgesamt vier Wochen an arbeitsfreien Tagen, wahrscheinlich sogar deutlich mehr, rechnen konnte. Die Aufteilung dieser Tage auf den gesamten Jahreszyklus zeigt allerdings, daß dies keinesfalls im modernen Sinn von „Urlaub“ zu verstehen ist.

Und da hätte man, nach der anthropologischen Rhetorik zu Beginn, dann doch im Text gerne erfahren, als was es denn dann zu verstehen ist, was denn Arbeit und Feiertage beziehungsweise „Freizeit“ für die Menschen oder die Gesellschaft des spätmittelalterlichen Wiens nun vielleicht bedeutet haben könnten.

Um doch noch einen etwas positiveren Aspekt herauszustreichen: Der Verein für Geschichte der Stadt Wien hat seinen Sitz im Wiener Stadt- und Landesarchiv; und zumindest einige AutorInnen des hier besprochenen Bandes haben quasi ein Archiv auf zweiter Ebene geschaffen, indem, auch wenn die Kriterien nicht explizit gemacht werden, Quellen aufbereitet und chronologisch geordnet werden. Im besten Fall liegt uns wie im Beitrag von Ferdinand Oppl eine akribische und tabellarische Auflistung der Feiertage im spätmittelalterlichen Wien vor. Das kann dann eine nützliche Grundlage sein, wenn man die Quellen einer expliziten Fragestellung und anschließenden Interpretation zuführt. Aber vielleicht geschieht dies ja in den kommenden Jahrbüchern des Vereins, die da anknüpfen könnten, wo man 1997 aufgehört hat.

Gert Dressel